

Eine Lebensrettung

Autor(en): **Pfister, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 16

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wäre. Wieder einmal unternahm sie einen Angriff gegen den Papierhaufen des Tagblattes, das ihr je länger, desto mehr als ein wesensfremdes Element erschien, und selbstverständlich spielten in ihrer Anlagerede die Todesanzeigen eine besonders wichtige Rolle. Was sie sagte, ist eigentlich der Kern dieser Plauderei und erscheint mir in der gegenwärtig so sensationshungrigen, spannungsgeladenen Kriegszeit besonders erinnerungswert. Sie sagte: „Und was die Todesanzeigen betrifft, darüber habt ihr mich ja oft genug geneckt. Aber ihr habt mich offenbar noch nicht recht verstanden. Vielleicht denkt ihr, daß es mir einfach in der Art einer Klatschbase darum gehe, zu wissen, wer gestorben sei. Wenn ich aber in einer Zeitung die Todesanzeigen lese, so bemühe ich mich, das Leben der Verstorbenen nachzuleben, wie weit es sich den Anlagen entsprechend entwickelt und erfüllt hat oder nicht. Auch frage ich mich, wo und wann mein eigenes und der Verstorbenen Leben sich je einmal berührt haben, vielleicht bei einer zufälligen Begegnung, bei einer Hilfeleistung während der Schulzeit, in der Fabrik oder wie und wo sich eben Menschen treffen können, wenn das Schicksal es will. Da möchte ich herausfinden, was wir einander an Freude oder Leid gegenseitig geschenkt haben. Und ihr glaubt gar nicht, wie vielfältig dabei die Erinnerungen aufblühen und wie dankbar man wird, wenn man immer wieder erfährt, wie reich der Schöpfer ein jedes Menschenleben beschenkt hat. Was bedeuten daneben eure mit Spannung erwarteten täglichen Aktualitäten! Weit wichtiger als daß ich erfahre, wo in der Welt Heere sich bekämpfen, Könige und Minister eingesezt oder gestürzt werden, bei Erdbeben Städte und Dörfer in Trümmer fallen oder Schiffe im Sturme untergehen, weit wichtiger ist es doch, daß der Mensch in sich eine Welt trägt, deren freude- und glücks-gesättigte Ruhe der Seele wirkliche Heimstatt ist, eine Heimat, die nicht bei jedem Erdenstürmchen ins Wackeln gerät, nicht von jedem fernen Gewitter sich überschatten läßt, sondern ein geheimes Fensterchen besitzt, durch das ein Lichtstrahl der Ewigkeit einfällt. Und diese Welt kann man pflegen mit guten Gedanken, mit Erinnerungen wäh-

rend aller Arbeit, beim Waschen und Nähen, beim Jäten und Pflanzen, was sicher so viel wert ist wie manch ein Klatsch am Dorfbrunnen oder bei den winterlichen Stubeten und Kaffeekränzchen, vielleicht, ja, Vater, so viel wert wie ein großartiger Leitartikel — wenigstens für mich.“

So sprach Mutter, und wir waren alle überrascht; denn es war sonst nicht ihre Art, lange Reden zu führen. Offenbar aber hatte sie nun einmal herauskehren müssen, was sich an geheimer Auflehnung gegen das vielseitige, aktualitätenreiche Tagblatt in ihr angehäuft hatte. Zwar wollte Vater immer noch nicht einlenken. Mich aber hatte nun die Mutter auf ihre Seite gebracht; denn ich staunte nun plötzlich über Mutters still versonnene Art und darüber, daß sie die wunderbare Gabe besaß, in einer Welt zu leben, welche mir bis dahin verschlossen war. Nun aber begriff ich, warum Mutter so wenig mitmachte bei geselligen Anlässen, scheinbar eine einsame Frau war und doch so viel inneren Reichtum offenbarte. Von jetzt an war ich Mutters Verbündeter in der Zeitungsfrage, um so mehr, als ich nun bereits in der sechsten Klasse saß und das Ausmalen und Ausschneiden der einst so wundervoll scheinenden Inzeratenbilder aufgegeben hatte. Die Gelegenheit, einen neuen Angriff gegen das Tagblatt zu unternehmen, ergab sich, als der Vater eines Frühlingstages fragte: „Peter, wie steht es eigentlich mit der Sekundarschule? Glaubst du, daß wir's wagen dürfen?“ — „Ja“, erwiderte ich, „aber damit wir das Datum der Aufnahmeprüfung nicht verpassen, müssen wir sofort das ‚Volksblatt von Steig‘ abonnieren.“ Dies kam dem Vater so überraschend, daß er laut herauslachte; dann blinzelte er zur Mutter hinüber und sagte: „Aha, ein Komplott! Man wird doch nicht etwa das Lesen von Todesanzeigen in den Stoffplan der Sekundarschulen aufgenommen haben! Na, also, Peter, wenn du nicht durchfällst, dann darfst du für die Mutter das Volksblatt wieder bestellen!“ — Natürlich erfuhr ich das Datum der Aufnahmeprüfung auch ohne Zeitung, und alles ging gut. So kam dann Mutter wieder zu ihrem Leibblatt, und bis heute ist die letzte Seite für sie am wichtigsten geblieben.

-H.

Eine Lebensrettung.

Es sind jetzt just zwanzig Jahre verstrichen, seitdem ich in Arolla die Ferien zubrachte, in jenem wunderbaren Walliserdorf, dessen Rinder zum Schutz gegen die Vipern ein Glöcklein um den Hals tragen, und dessen Berge mich immer

an eine Ratsversammlung weißhäuptiger Riesen erinnern. Die Kirchturmspitzige Aiguille de la Za und die gletscherbeladene Pigne hatten unseren Besuch gnädigst anzunehmen geruht. Jetzt sollte noch der stolze Mont Collon an die Reihe kom-

men. Ich schlug meinen Kameraden vor, einen Führer zu dingen; aber ein Begleiter beteuerte, er wolle uns gratis und franko hinaufbringen, er habe schon ganz andere Leistungen fertiggebracht, und wer eben nichts riskiere, passe nicht in die Berge. So, da hatte ich's und fügte mich der Mehrheit.

Des folgenden Tages führte uns der großsprecherische Kraxler denn auch wirklich, aber wie?! Wir gerieten in immer unheimlichere Schroffen und Wände, bis es zuletzt einfach nicht mehr weiter ging, und der „Führer“ gebot zu warten, bis er einen Aufstieg gefunden habe. Ich stand vor einem Ramin, einem etwa anderthalb Meter breiten und einen Meter tiefen Riß, der sich fast senkrecht ein paar hundert Meter hoch erstreckte. Unter mir, vielleicht ebenso tief, sah man nichts als den zerschundeten Gletscher, dessen Spalten sich wie gefräßige Mäuler öffneten. Von Zeit zu Zeit fielen pfeifende Steine durch das Ramin. Um von ihnen nicht getroffen zu werden, mußte ich angestrengt nach oben blicken und durch einen Seitensprung nach links oder rechts mich in Sicherheit bringen. Das Seil, das mich mit meinen Nebenmännern verband, gewährte aber höchstens 70—80 cm Spielraum nach beiden Seiten, und meine Begleiter hatten zu schlechten Standort, um mir mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Mit den bloßen Händen mußte ich mich an die vereiste Wand stützen, denn die Füße ruhten auf winzigen Vorsprüngen der grauisigen Wand.

Während ich in dieser gewiß nicht beneidenswerten Lage lauerte und durch verzweifelte Sprünge dem Steinschlag zu entrinnen unternahm, stiegen schwarze Gedanken gegen den verantwortlichen Führer auf, der uns in diese unverantwortliche Lage gebracht hatte. Und als gar schmerzweiße, steinharte Kügelchen in den Fingerbeeren sich schmerzhaft bemerkbar machten, hätte ich meiner Entrüstung am liebsten durch eine zornige Philippika Luft verschafft. Aber was hätte es geholfen? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit, und noch viel größer durch den Zorn. Wozu die andern anstecken? Jetzt war größte Kaltblütigkeit dringend geboten. Und schelten, wo der Bergtod vielleicht schon die Knochenfinger nach uns ausstreckt? Nein! Jetzt gilt es, die Zähne aufeinander zu beißen und mutig auszuharren. Aber wie lange? Wie lange hält die Kraft noch aus?

Plötzlich ein Einfall. „Hört einmal“, rief ich meinen Schicksalsgenossen zu, die sich auch an die Wand ankrampften, „hört, was D. Schoed uns in seiner Oper ‚Don Ranudo‘ vorsingt: Leichter ist des Daseins Last, wenn du satt gegessen hast. Was meint ihr, wollen wir's nicht ausprobieren? Sieben Stunden lang haben wir keinen hohlen Zahn voll gegessen; dort drunten wartet ein sicheres Plätzlein auf uns.“ Alle hatten ihre Freude am Zitat, allen hatte ich aus dem Herzen, oder wenigstens aus dem Magen gesprochen. Ohne eine Sekunde zu zögern, traten wir vorsichtig den gefahrvollen Rückzug an.

Raum war der letzte an meinem Ramin vorbei, so begann es dort zu dröhnen und zu prasseln, mächtige Blöcke zersprangen in Stücke, es donnerte und krachte und wollte nicht enden. Eine große Steinlawine polterte über den Standort, den wir verlassen hatten. Da hätte kein Springen nach links oder rechts mehr gefrommt. Wir alle wären, wie jene Unglücklichen auf Hodlers berühmtem Bild, durch das Seil zusammengehalten, in die Tiefe geschleudert worden, in einen der gierig aufgesperrten Eisrachen.

Die ungastliche Felswand erlaubte uns nicht zu zittern. Keiner redete ein Wort. Wie das schimmernde Plätzchen erreicht war, wollte lange Zeit keiner nach seinem Probiat greifen. Verflohen war der Ärger über die durch Torheit und Übermut eines Begleiters verunglückte Bergfahrt, verschwunden der Hunger. Uns allen war feierlich ernst zumute. Wir dachten an Familie, Wirkungskreis, Verantwortlichkeit und wie es jetzt wäre, wenn nicht jener Einfall uns just im allerletzten Augenblick gerettet hätte.

Mich faßte ein großes, langes Staunen darüber, mit wie einfachen Mitteln die Macht, die über unser Leben gebietet, uns aus ungeheurer Lebensgefahr zu retten, uns gleichsam dem Rachen des Todes zu entreißen vermochte.

Beim Abstieg summte mir durch den Kopf, aber jetzt von Gefühlen tiefster Ehrfurcht, Dankbarkeit und Bewunderung begleitet: „Leichter ist des Daseins Last, wenn du satt gegessen hast.“ Schämst du dich nicht, du Pfarrer, der du eine höhere Lebensauffassung zu verkünden hast? Nein, ich schäme mich nicht, denn ich verneige mich vor der Größe, die sich auch im Kleinsten und Unscheinbarsten offenbart und durch eine Lebensrettung mir zuruft: „Du sollst dich nicht lassen erzürnen!“

D. Pfister